

Liebe Leserinnen und Leser,

Dieses Heft übernimmt seinen Titel *Erinnern und Vergessen* von der DIPSAT 2022, die in Leipzig stattgefunden hat. Zwei Hauptvorträge mit ihren Koreferaten sind hier zu lesen – weitere Arbeiten, Erinnerungen an Therese Benedek, Gründerin des Leipziger Instituts, folgen im nächsten Heft.

Erinnern und Vergessen sind Vektoren des Lebens. Jede Zelle, jedes Lebewesen sammelt den Niederschlag aller Erfahrungen, legt diese ab in sogenannten Erinnerungsspuren. Deren Gesamt nennen wir das Gedächtnis, das immer neu umgearbeitet, umgeschichtet, umgeschrieben werden muss, um diese gespurten Erinnerungen mit den anflutenden Wahrnehmungen und Eindrücken, den Vorstellungen, Gedanken, Phantasien und Affekten abzugleichen, was die Regulierung der Lebensfunktionen gewährleistet. Ohne Erinnerungen versinken wir im Schrecken der Orientierungslosigkeit, wenn alles fremd, nichts wiederzuerkennen ist, wie in der panischen Begegnung mit dem Unbekannten, in Momenten von Gedächtnisverlust und Demenz.

Die Kehrseite ist die Unmöglichkeit, zu vergessen. Diese Schrecken eines unendlichen Gedächtnisses, wenn alles zugleich und in allen Details gegenwärtig ist, hat Jorge Luis Borges (1942/44) in seiner Geschichte *Das unerbittliche Gedächtnis* beschrieben: »In der vollgepfropften Welt von Funes gab es nichts als Einzelheiten, fast unmittelbarer Art.« (S. 187) Denken ist nicht möglich, weil nichts ausgelassen, aber auch nichts verdichtet werden kann, es keine Umschrift, keine Transformation, keine Abstraktion und Verallgemeinerung gibt. In etwa so könnte man sich den vollgepfropften psychischen Apparat im traumatischen Überfluss überwältigender Eindrücke vorstellen, an die nicht gerührt werden darf, um nicht sofort das gesamte Leitungsnetz unter Strom zu setzen und die zeitversetzten, kumulierenden traumatischen Situationen in all ihren Verzweigungen und Einzelheiten zu vergegenwärtigen. Diese Berührungsangst als antizipatorische Vermeidung der freien Assoziation im analytischen Setting hat André Green (2002) *zentrale phobische Position* genannt (vgl. dazu Fellmann in diesem Heft). Zentral, weil es eine das Seelenleben beherrschende phobische negative Abwehrbewegung ist, um nicht von einer durch Einfälle, Worte und deren Bedeutungshof evozierten Berührung mit vergangenem Geschehen und zukünftig Möglichem überrascht zu werden. Es ist der Versuch, einer traumatischen Reaktivierung zuvorzukommen, die als Ansteckung durch gleichsam viral-verbal ausgelöste innerseelische Berührung mit sich selbst gedacht wird. Aber – und das ist der springende Punkt – Green sieht darin, anders als bei einer neurotischen Phobie, wo es um eine Verschiebung der gefährlichen Situation innerhalb des Repräsentationsnetzes geht, nichts weniger als den destruktiven

Angriff auf die psychische Realität selbst. Nicht das mit Wünschen und Ängsten aufgeladene innere Objekt wird auf ein entlegenes äußeres Objekt verschoben und dort z. B. als Hund gemieden, sondern die gefährliche Gesamtsituation, das enttäuschende traumatisierende Objekt, zusammen mit dem verletzten Subjekt, wird aus dem seelischen Zusammenhang eliminiert. Sätze wie diese: »Was geht das mich an?«, »Von meiner Mutter weiß ich nichts«, »Das hat doch keine Bedeutung« signalisieren diese Arbeit des Negativen. Das Netz der Repräsentationen, der Zusammenhang von Erinnerungsspuren und einfallenden Eindrücken wird zerrissen – Green spricht vom primären Mord an der Repräsentanz selbst. Es kommt dann als Fremdes von außen, was im Inneren verworfen ist. Die Grundangst, ja, die Panik, die diese Vermeidung speist, ist, so Green, die Angst vor der Begegnung mit dem Verworfenen seiner selbst: die Konfrontation mit der irreparablen Enttäuschung am traumatisierenden Objekt mit all dem Hass und der Liebe, die der eigenen Destruktivität den Weg gebahnt hat. Im unerträglichen Schmerz der Erkenntnis wirkt zudem die Schuld am selbst angerichteten Schaden. Ein Wiederfinden des liebenden Objekts in einem solchen analytischen Prozess ist nicht ausgeschlossen, wie Green es veranschaulicht und Fellmann hier an einem Fall nachvollzieht.

Man könnte sich fragen, ob dieses für die analytische Situation entworfene Modell nicht auch wirksam ist im sozialen Bereich bei dieser derzeit um sich greifenden, ja, wie durch Ansteckung sich über alle Amtstuben und Wissenschaftsberichte, ja, Fallgeschichten und Kinderbücher ausbreitenden Sitte, Worte antizipatorisch auf eine Traumen evozierende Gefahr hin zu lesen und aus den Texten zu eliminieren. Dieses Eliminieren, Löschen und Zerreißen bedeutungsvoller Zusammenhänge greift zwar die soziale und individuelle Gedächtnisfunktion an, führt aber nicht zum Vergessen.

Denn der Weg zum Vergessen ist die Erinnerung, wie *Mark Fellmann* in seinem Text *Zwischen Erinnern und Vergessen: Der psychoanalytische Prozess* sehr anschaulich darstellt. Er stellt seine Überlegungen unter das Motto »Heilen ist Erinnern« und verweist zugleich auf die schiere Unmöglichkeit dieses Unterfangens. Alles psychische Leiden resultiere daraus, dass der psychisch Kranke sich »weder richtig erinnern, noch [...] richtig vergessen« könne, er wie »dazwischen gefangen« sei (S. 19). Und in der Kur muss er erinnern, was er am liebsten vergessen möchte – und umgekehrt. Er muss erkennen, nicht oder nur mühsam über diese Funktionen zu verfügen. Er braucht das offene Ohr des Analytikers, dessen spezifische Gedächtnisfunktion, damit aus seinen Symptomen Erinnerungen werden können. Dies macht verständlich, dass das »Erinnern – Wiederholen – Durcharbeiten« so zeitaufwändig sei, vor allem dann, wenn, anders als bei einem Erinnern innerhalb eines Repräsentanzennetzes, Erinnerungen erst noch geschaffen werden müssen, dort, wo es um nicht repräsentierte Spuren geht. Erst die Deutung eines Traums, eines Agierens, einer in der Wiederholung

gefangenen Szene oder eines halluzinativen Einfalls seitens des Analytikers weist den Ausweg aus dem Dilemma zwischen *Vergessen* und *Erinnern*.

Christian Halbauer ergänzt die weitreichenden Überlegungen Fellmanns in seinen *Behandlungstechnischen Überlegungen zum Erinnern und Vergessen* durch einen mehrfach gefächerten post-kleinianischen Blick und damit vor allem um die *Perspektive des fehlenden Zeiterlebens*. Er betrachtet die Patienten, die eingeklemmt zwischen Nicht-Vergessen und Nicht-Erinnern ihre Vergangenheit nicht als vergangen, sondern als unmittelbare Gegenwart erleben, gefangen in einer pathologischen Abwehrorganisation, die nichts vergangen sein lassen, nichts verloren geben kann. Vordringlich wäre hier die Entwicklung eines inneren, dreidimensionalen psychischen Raums, der überhaupt erst Zeiterleben ermöglicht und innerhalb dessen Objekte und damit Beziehungserfahrungen auftauchen können. Erst der Kontakt mit der depressiven Position im Hier und Jetzt der Behandlungsstunde, also die Fähigkeit, zu trauern, trenne zwischen Vergangenen und Gegenwärtigem und mache Erinnern möglich. Er veranschaulicht seine Überlegungen an einer genauen Lektüre der Fallarbeit Fellmanns. Interessant ist sein Hinweis, dass *Die geheime Verrücktheit*, mit der Green (1990) Krypten bezeichnet, in denen insgeheim wirkt, was von psychischer Arbeit ausgeschlossen ist, ihn an die von Klein (1957, S. 288, S. 366) beschriebenen »in Gefühle eingebundene Erinnerungen« denken lasse.

Der nächste Text von *Rainer Gross: ... Heilung aller Gedächtnisschäden des Kranken?* versieht das freudsche Behandlungsziel der Heilung durch Erinnerung mit einem Fragezeichen. Er fragt nach der wechselseitigen Durchdringung von individuellem und kollektivem Gedächtnis in der psychoanalytischen Erinnerungsarbeit. Eine unverkennbare moralische Idealisierung des Erinnerns in der Psychoanalyse werde unterstützt von der öffentlichen Gedenkkultur und könne zu individueller und kollektiver Kryptenbildung und tabuisierten Zonen führen, wenn das gesunde Vergessen ganz aus dem Blick gerate. Er fragt weiter nach der Macht, die das kollektive Gedächtnis steuert, einer selektiven Kontrolle der Erinnerung, dem die Psychoanalyse im individuellen Fall zu entkommen sucht, indem der Analytiker Freuds Diktum befolgt: »Man höre zu und kümmerne sich nicht darum, ob man sich etwas merke.«

Wie geht es im öffentlichen Raum?, frage ich mich bei dieser Lektüre: Wenn die Geschichtsschreibung durch einen Diktator erzwungen wird, so leuchtet ein, dass Gedenkstätten abgeschafft und Kinderzeichnungen, die den Krieg mit Fragezeichen versehen, unter Strafe gestellt werden. Wer aber ist jener Anonymus namens Zeitgeist, der in unseren Breiten, wie oben erwähnt, minutiös und beharrlich die Geschichte durch Zensur und Umschrift von Texten kollektiv neu schreibt. Zuletzt war zu lesen, dass eine Organisation namens »Inclusive Minds« den Verlag dazu bringt, aus der Neuauflage von Roald Dahls makabren Kindergeschichten die Farben Schwarz und Weiß herauszunehmen, die Dicken

und Dünne und Dumme auszumerzen (FAZ-Feuilleton, 21.2.23, S. 9). So als wären nicht alle Geschichten eben auch Szenen unserer Menschheitsgeschichte und als könnten wir diese nachträglich bereinigen um alle Übel. Im schlimmsten Fall gilt: »Das kollektive Gedächtnis ist der selektive Zugriff auf Geschehenes, ausgeführt mit der Absicht, bestehende Machtverhältnisse zu legitimieren.« (S. 41 im Heft) Im besten Fall hilft das kollektive Gedächtnis zur Umwandlung der bedrohlichen Geister der Vergangenheit in unsere Ahnen, in deren Geschichte wir uns einreihen. Die kollektive Entscheidung, die Grundangst des derzeitigen Lebens, mit Hilfe jener zentralen phobischen Position anzugehen, d.h. antizipatorisch jede mögliche Berührung, jede im Wort anklingende Anspielung auf Zwist, Gewalt und Differenz und verbotene Lüste – Grundlage allen Übels und Stoff der infantilen Sexualphantasien – zu löschen, macht aus Geistern Dämonen, die ausgeschlossen gehören, was nur verhindert, dass sie zu Ahnen werden. Nicht umsonst, meint Gross, hätten in Filmen und Serien die Untoten Hochkonjunktur.

Lena Maier schreibt *Von der Kultur des Erinnerns und der Angst zu vergessen – zum Umgang mit der Vergänglichkeit in der Gesellschaft*. Sie erweitert auf assoziative Weise Gross' Überlegungen um den Bezug zur Vergänglichkeit, die zum Denken des Nicht-mehr-Vorhandenen zwingt und zur kulturellen Weitergabe des einst Gelebten nötigt. Mythen und Märchen, ja, alle Geschichten und Bilder sowie die in historischen Prozessen wiederkehrenden Muster könnte man als Versuche gelingender oder scheiternder Transmission lesen. Das Vergessen, das der Trunk aus dem Fluss Lethe verleiht – signalisiert die Unwiederbringlichkeit des Vergangenen, trennt die Toten von den Lebenden. Erinnern ist deshalb immer Wissen um den Tod. Schreiben wir deshalb das Glück, den Tod nicht zu kennen, den Tieren zu? »Gegenwartsarbeit« hat das Paul Denis genannt (2002), das Vergangene vergehen zu lassen, es nicht mehr in der Zukunft zu erwarten und in der Oszillation von Erinnern und Vergessen sich auf die Gegenwart zu besinnen.

Jenseits unseres Themas stehen die Reflexionen von *Ti Liu-Madl* zu einer besonderen Art der gleichschwebenden Aufmerksamkeit: *Musikalisches Zuhören und Sinnlichkeit des Verstehens in der psychoanalytischen Arbeit*. Sie beschreibt ihre spezifische Art des Hörens und versucht zu theoretisieren, was sie als Arbeitsmodell einer Musik gewohnten Psychoanalytikerin erkennt, als von der Musik gefesselt: »Eine Patientin hat oft staccato gesprochen – dies löste in mir immer wieder ein Gefühl von Atemnot aus. Später erzählte sie, dass ihre Mutter sie als Baby immer allein in ihrem Zimmer einschloss und selbst spazieren ging, wenn sie sich von ihr nicht beruhigen ließ.« »Wenn sie sich von ihr nicht beruhigen ließ« – Was steckt da wieder für eine sonderbare Melodie darin! Wie verschieden wäre die musikalische Beschaffenheit, wenn der Satz anders lauten würde, wie etwa: »Wenn ihre Mutter sie nicht beruhigen konnte?«

(S. 68 im Heft) Dieses Beispiel zeigt, wie solches Hören wegführt von einem detektivischen Aufspüren latenter Bedeutung hin zu einem offenen Ohr, das mit allen Sinnen auf die vielschichtigen Klänge und Bedeutungen hört. Beim musikalischen Zuhören wird »das Unbewusste« nicht im »Dahinter«, sondern im »Mittendrin« und »Dazwischen« lokalisiert.

Und nun zum letzten Text dieses Hefts: *Michael Parsons Selbsterkenntnis, einmal verweigert und einmal angenommen: Eine psychoanalytische Perspektive auf die Bakchen des Euripides und den Ödipus auf Kolonos*. Während derzeit also, wie gesagt, Antitraumabehörden mit Zensur gegen ungewollte Erinnerung vorgehen und Kinder vor Worten¹ geschützt werden sollen, die Phantasmen einer infantilen Sexualität evozieren könnten, erinnern wir erneut – vgl. Niedecken im letzten Heft – an eine Geschichte, die in blutigen Farben das schreckliche Drama beschreibt, wie eine Mutter im dionysischen Rausch den eigenen Sohn tötet, der ihr als wunderbarer junger Berglöwe erschienen war, und sie in die unerträglichen Schmerzen des anschließenden Erkennens stürzt. Während das antizipatorische Verbot solcher Erzählung die Illusion aufrechterhält, man sei weit entfernt von solchem Grauen, zeigt die öffentlich aufgeführte Tragödie, dass es das Geschehen, die Verblendung und die nachträgliche Desillusionierung braucht, die sorgsam erarbeitet wird in der sogenannten psychotherapeutischen Szene des Dramas. Begleitet wird die Verblendete dabei von den behutsamen teilnehmenden Worten ihrer Umgebung, die sie zurück in die Wirklichkeit führen.

Parsons vergleicht die *Bakchen* des Euripides mit dem Ödipus des Sophokles, sieht in beiden Tragödien das Problem der Selbsterkenntnis thematisiert, als Konfrontation mit dem Fremden im eigenen Selbst. In beiden Stücken tritt ein Fremder auf, fordert Anerkennung und Heimatrecht. Dionysos kommt nach Theben in die Heimat seiner Mutter, Ödipus verlangt vor den Toren Athens von seinen Verwandten, den Stadtfürsten, das Bleiberecht zum Sterben. Die unvorstellbare Angst, den Fremden als Teil seiner selbst erkennen zu müssen, treibt den Protagonisten im ersten Fall in Verleugnung und Idealisierung des Fremden, was zum eigenen Untergang in der Selbstverblendung führt, im zweiten Fall kann der Protagonist den Fremden aufnehmen, in Ödipus, dem verfluchten Täter schlimmster Taten, sein eigenes Geschick sehen, kann seine widersprüchlichen Gefühle dem Fremden gegenüber wahrnehmen und ihm Aufnahme gewähren. Selbsterkenntnis scheidert, so Parsons, wenn der doch mir verwandte Fremde zum Depot abgespaltener Selbstanteile abgespalten bleiben muss, sie gelingt, wenn ich selbst in einen Prozess mit dem Fremden eintrete, ihn als mir verwandt zu sehen, mich in ihm zu erkennen vermag. Auf diese Weise werde die

1 Merkwürdigerweise meint man, sie nicht vor Hormonen und Hormonblockern schützen zu müssen.

Spaltung sowohl des Objekts als auch des eigenen Ichs geheilt, was Segen bringe für Theseus und seine ganze Stadt Athen.

Zwei Rezensionen beschließen das Heft: Charles Mendes de Leon beschreibt die schwierige, nicht so ganz gelingende englische Rezeption der französischen psychosomatischen Schule durch Wolfgang Lassmann (2022): *Lost To Desire. The 'École Psychosomatique de Paris' and its Encounter with Patients Who Do Not Thrive*. Und Martina Feurer kommentiert einen denkwürdigen doppelten Fallbericht, den einmal der Analytiker schreibt und den dann der Analysand aus seiner Sicht darstellt. Morbitzer, L. (2022): *Sonnyboy. Die Angst vor dem Zusammenbruch* (Martina Feurer).

Sölden im Breisgau, 31. März 2023

Erika Kittler

Literatur

- Borges, J. L. (1942): *Das unerbittliche Gedächtnis*. In: ders.: Fiktionen. 1992 (Gesammelte Werke, Erzählungen. Teil 1) 1992, 173–181.
- Denis, P. (2002): Die Gegenwartsarbeit. *ZpTP* XVII/4, 21–32.
- Green, A. (1990): *Geheime Verrücktheit. Grenzfälle der psychoanalytischen Praxis*. Gießen: Psychosozial, 2011.
- (2002): Die zentrale phobische Position – mit einem Modell der freien Assoziation. *Psyche* 56/5, 409–441.